

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 37 (1943)
Heft: 1

Artikel: Ein Schiff wird versenkt
Autor: Hepp, J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-926058>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

euch nicht erlauben, bezahlte Stellen bei uns anzunehmen. Ihr könnt euch nicht dauernd in der Schweiz niederlassen. Ihr müßt also bald wieder weiter wandern.

Aber es kam anders. Der Krieg brach aus. Die Flüchtlinge konnten nicht mehr weiter reisen. Sie mußten in der Schweiz bleiben. Aber sie durften nicht arbeiten. Das war hart. Guten Leuten ist es eine Qual, lange Zeit müßig zu bleiben.

Unterdessen ging die Arbeitslosigkeit zurück. Der Anbauplan von Dr. Wahlen brachte sogar einen großen Mangel an Arbeitskräften. Da begannen die Bauern zu murren: Wir können die Arbeit nicht allein bewältigen; warum sitzen tausende von Fremden müßig im Lande herum? Die sollen auch mithelfen. Darum wurden die Flüchtlinge nach und nach auch für das Anbauwerk herangezogen.

Ein Schiff wird versenkt.

Ein Schweizer erzählt in der „Neuen Zürcher Zeitung“:

Am 26. August verließen wir den Hafen von Buenos Aires¹⁾. Wir fuhren auf der „Monte Gorbea“. Das war ein mittelgroßer spanischer Frachtdampfer. Seit dem Ausbruch des Krieges führte er auch Passagiere²⁾. Ich teilte meine Kajütte³⁾ mit dem Schweizer D. R. aus Lima⁴⁾. Er hatte fünfzehn Jahre in Südamerika gelebt und wollte wieder einmal die Heimat besuchen. Er hat sie nie mehr gesehen. Mit uns fuhren noch 19 Spanier und 2 Argentinier. Die Besatzung (Kapitän, Matrosen, Heizer etc.) zählte 47 Mann.

Unser Schiff sollte zuerst nach Curaçao⁵⁾ und erst nachher weiter nach Spanien fahren. Curaçao liegt in einer sehr gefährdeten Gegend. Im vergangenen Jahr wurden dort viele Schiffe torpediert (versenkt). Doch das kümmerte uns wenig. Wir dachten: Die „Monte Gorbea“ gehört den Spaniern; Spanien führt

¹⁾ Buenos Aires ist die Hauptstadt von Argentinien in Südamerika. Sie liegt am untern Rio de la Plata. Das ist einer der mächtigsten Ströme der Erde. Buenos Aires heißt auf deutsch „Gute Lüfte“.

²⁾ Passagiere nennt man die Reisenden oder Fahrgäste auf den Schiffen und Bahnen Sprich Passaschiere.

³⁾ Die kleinen Schlafzimmer auf den Schiffen heißen Kajütten.

⁴⁾ Lima ist die Hauptstadt von Peru in Südamerika.

⁵⁾ Curaçao ist eine holländische Insel an der Nordküste von Südamerika.

keinen Krieg; unser Schiff darf also nicht versenkt werden.

Wir fuhren an der Ostküste Südamerikas nach Norden. Am zehnten Tage erblickten wir ein Unterseeboot. Mehrmals überflogen uns amerikanische Flugzeuge. Sie verfolgten die feindlichen Unterseeboote. Wir wurden aber nie angegriffen.

In Curaçao übernahm unser Schiff eine Ladung Petroleum. Nur der Kapitän durfte an Land gehen. Am Morgen des 19. Septembers fuhren wir an Martinique¹⁾ vorbei. Nach dem Mittagessen hieß es, Unterseeboote seien in der Nähe. Mit Fernrohren suchten wir ihre Teleskope²⁾ ab.

Die Hitze war groß. Die meisten Reisenden machten in ihren Kajütten ein Mittagschlafchen. Ich hatte kein Verlangen zum Ausruhen. Ich setzte mich im verschlossenen Deck an ein Tischchen. Und spielte Schach mit einem zwölfjährigen Mädchen namens Natalia. Es reiste mit seiner Mutter und seiner älteren Schwester nach Spanien. Schon am ersten Tag auf dem Schiff war eine böse Nachricht für die drei eingetroffen. Ihr Vater war in La Paz³⁾ zurückgeblieben und ganz unerwartet schnell gestorben. Natalia sollte aber auch Mutter und Schwester nie mehr sehen.

Plötzlich krachte es unter uns. Scheiben klirrten. Glasscherben prasselten auf uns herab. Aus der Tiefe stürzte eine mächtige Wasseroске. Sie schleuderte mich durch die offene Tür auf das Schiffsdeck hinaus. Unter den Reisenden brach eine Panik (Schrecken, Verzweiflung) aus. Eine Mutter schrie nach ihrer Tochter. Die Schiffsmaschinen blieben stehen. Ich wollte in meine Kajütte zurück, um meine Sachen zu retten. Auf dem Wege strömte mir das Wasser entgegen. Das Schiff war auseinander gebrochen. Rasch kehrte ich wieder auf das Oberdeck zurück. Schon neigte sich der Dampfer zur Seite. Die Matrosen konnten nicht mehr alle Rettungsboote frei machen. Bereits flutete das Wasser über das Deck.

Jemand rief: „In die Boote!“ Raum war ich drin, schwamm es schon. Aber wir konnten

¹⁾ Martinique ist eine französische Insel von der Gruppe des Kantons Thurgau.

²⁾ Teleskop = Fernrohr. Die Unterseeboote fahren oft unter dem Wasser. Sie haben aber ein Fernrohr, das über das Wasser hinausragt. Mit dem Teleskop suchen sie das Meer nach Schiffen ab.

³⁾ La Paz ist eine wichtige Stadt in Bolivien in Südamerika.

uns nicht vom Schiff lösen. Ich fürchtete, daß sinkende Schiff würde auch das Rettungsboot in die Tiefe ziehen. Schnell entschlossen sprang ich ins Wasser. Die Wirbel rissen mich in die Tiefe. Als ich wieder auftauchte, sah ich nur noch den Kamin des Schiffes. Die Wirbel zogen mich nochmals hinunter. Ich konnte mich aber wieder an die Oberfläche durcharbeiten. Nun sah ich ringsum nichts mehr als Wasser, Wasser, nichts als Wasser. Bald stieß ich auf ein Rettungsfloß (zusammengeklammerte Holzstämme). Sofort kletterte ich hinauf. Da erblickte ich auch Natalia. Sie lag auf einem Rettungsgürtel. Ich näherte mich ihr und nahm sie auf das Floß herüber.

Die Sonne brannte auf uns herab. Die Wellen schaukelten uns stark. Wenn wir oben auf einer Welle waren, konnten wir noch andere Überlebende sehen. Rettungsboote sahen wir keine. Natalia schrie fortwährend nach Mutter und Schwester. Ich tröstete sie; beide seien gewiß unter den Geretteten. Glücklicherweise wurden wir nicht durch Haifische angegriffen. Später hörte ich, die Haifische hätten einige Reisende in die Tiefe gezogen.

Nach einiger Zeit sahen wir ein Stück des Schiffes schwimmen. Der Kapitän und einige Überlebende klammerten sich daran. Sie schwammen auf ein umgekipptes Rettungsboot zu. Mit viel Mühe drehten sie es um. Nach anderthalb Stunden konnten sie uns ins Boot aufnehmen. Dann suchten wir weiter nach Überlebenden. Im ganzen fischten wir 4 Reisende und 24 Mann der Besatzung auf.

Aus einem andern beschädigten Rettungsboot holten wir eine Kiste mit Milchbüchsen und ein Segel. Leider war das Wasserfäßchen unseres Bootes ausgelaufen. So litten wir bald heftigen Durst. Die Matrosen setzten das Segel auf. Und fuhren in der Richtung Martinique. Schon längst war die Sonne untergegangen.

Die Nacht schien kein Ende zu nehmen. Wir waren eng zusammengepfercht. Mehrmals fielen heftige Sturzregen auf uns herab. Wir froren. Freudig begrüßten wir das erste Morgendämmern. Einige Stunden später erblickten wir die Insel Martinique. Von Zeit zu Zeit gab es Zwieback mit Milch. Langsam näherten wir uns dem Ufer.

Wir hatten unsere Köpfe mit Taschentüchern eingebunden. Um uns vor Sonnenbrand zu schützen. Einige waren verwundet. Wir sahen aus wie Piraten (Seeräuber). Keiner von uns

war richtig gekleidet. Einige Matrosen waren splitternackt. Ich hatte nur ein Paar dünne Hosen, ein kurzes Hemd und Sommerschuhe an. Die Hosen hingen in Fetzen herunter.

Endlich landeten wir bei einem Dörfchen. Die Bewohner kamen an den Strand. Es waren Neger. Staunend begafften sie uns. Wie froh waren wir, wieder auf sicherem Boden zu stehen. An einem Bächlein löschten wir den ersten Durst. In der Nähe des Dorfes wohnte ein Franzose. Der nahm mich mit nach Hause. Er bereitete mir ein Bad und kleidete mich.

Unterdessen hatte man nach der Hauptstadt telephoniert. Militärwagen holten uns am Abend ab und führten uns auf die andere Seite der Insel. Es war eine unvergeßliche Fahrt: bergauf, bergab, durch Schluchten, an Abgründen vorbei und durch malerische Dörfer. Der Mond schien und Millionen von Nachtfäfern umschwirrten uns.

Im Militärlager fielen alle in tiefen Schlaf. Am andern Morgen lernten wir auch die übrigen Bewohner des Lagers kennen. Da waren Flüchtlinge aus verschiedenen Ländern. Da waren Leute, die seit 1940 nicht mehr hatten weiter reisen können. Auch die Besatzung eines versunkenen englischen Schiffes wohnte im Lager. Nach vierzehn Tagen traf ferner die Besatzung eines versunkenen schwedischen Schiffes ein.

Ich erkundigte mich nach Schweizern. Man sagte mir, in der Nähe führe ein Schweizer ein Hotel. Ich ging hin. Ich hoffte, Hilfe bei ihm zu finden. Kamm, Bürste, Seife und noch viele andere Dinge fehlten mir. Leider hatte ich mich verrechnet. Mein Landsmann fühlte sich belästigt. Tief enttäuscht verließ ich sein Haus.

Unser Kapitän setzte sich mit seiner Schiffsgesellschaft in Verbindung. Sie besaß einige Vorräte auf der Insel und rüstete uns mit Wäsche und Kleidern aus. Natalia stand in der Familie des Lagerkommandanten (des obersten Offiziers im Lager) Unterkunft.

Nach zwei Wochen holte uns ein spanisches Schiff ab. In der folgenden Nacht durchfuhren wir die gleiche Stelle, wo die „Monte Gorbea“ torpediert worden war. Niemand schlief in dieser Nacht in den Kajüten. Auch in den nächsten Nächten nicht. Alle blieben an Deck und hielten ihre Rettungsgürtel bereit. Aber diesmal hatten wir mehr Glück. Nach sechzehn Tagen kamen wir wohlbehalten in Cadiz (Südspanien) an.

Soh. Hepp.